

FENNA  
WILLIAMS

Wer einmal  
stirbt, dem glaubt  
man nicht

Ein Fall für  
Dona Holstein



List

Wer einmal stirbt, dem glaubt man nicht

## Das Buch

Detektivin Dona Holstein ermittelt dann, wenn sonst keiner mehr weiterweiß. Sie ist die letzte Hoffnung, wenn Polizei und andere Privatdetektive längst aufgegeben haben. Jetzt braucht eine Erbgemeinschaft ihre Hilfe – denn ein Erbe nach dem anderen segnet das Zeitliche. Damit wird zwar der Anteil, den jeder bekommt, größer und größer, doch alle Erben fürchten um ihr Leben.

Aber Dona Holstein, Assistentin Fenna Williams und der Butler Quentin haben gemeinsam mit ihren tierischen Helfern noch jeden Fall gelöst. Gegen Eierschlangen, Trüffelschweine und Kamerakater hat selbst der perfideste Mörder keine Chance.

## Die Autorin

Fenna Williams lebt und arbeitet als freie Autorin in Wiesbaden. Sie schreibt Krimis, Kurzgeschichten und Drehbücher. Sie liebt einsame Inseln aller Längen- und Breitengrade, auf denen und über die sie schreibt. Ihre lebenslange Passion gilt Shakespeare und einem guten Glas Single Malt Whisky. Als erste Hälfte des Autoren-duos Auerbach & Keller begeisterte sie bereits mit ihren Pippa-Bolle-Krimis die Leserinnen.

Fenna Williams

Wer einmal stirbt,  
dem glaubt man nicht

Ein Fall für Dona Holstein

List Taschenbuch

*Thomas Carlyle:*

Geschichte ist die Essenz unzähliger Biographien

Auch unserer.

Deshalb ist diese Geschichte für

Florian Bauer,

Christiane, EOB, Philipp – dich und mich.



## Mit uns durchs Buch

### **Donas Ermittlerteam – das Geisterdorf und seine Bewohner**

*Dona Holstein* – Besitzerin des Geisterdorfes

*Butler Quentin* – stets zu Diensten, hat das Zeug zum Lord

*Dambo* (Daniel Martin Bode) – Sicherheitschef, ehemaliger Ringer

*Eszter Baronay* – Donas inneres Auge, leider blind

*Selma* – Maskenbildnerin in aktivem Ruhestand

*Fenna Williams* – Donas Assistentin und Biographin des Teams

*Tilly* – Tierdompteuse und -pflegerin

*Anneliese Schwan* – Leiterin des Dorfhotels ›Schläferstündchen‹

*Mixer-Manfred* – Barkeeper und Psychologe

*Heinrich Aevertmann* – Verwalter des Gnadenhofs

*Gerit Aevertmann* – seine Tochter, Technik- und Erfindergenie

*Die drei Safetys* – Reeperbahn-Rausschmeißer, vielseitig einsetzbar

## Donas Tierermittler

*Puschen und Omo* – Donas Waschbär-Banditen

*Lametta* – Trüffelschwein mit Hang zu Weißem Hummer

*Sesam* – marokkanische Eierschlange mit Schlüssel für jede Tür

*Lazy McBrain* – Kater und Philosoph

*Joe Muskelkater* – Kamerakater, keine Angst vor niemandem

*Hobby* – Therapiekatze für verängstigte Opfer, Schnurrmaschine

*Majiid* – pfeilschneller Falke und fliegende Waffe

*Capito & Ole* – Wachgänse mit Vorfahren auf dem Capitotol

*Journey* – Neuzugang, kommt angefliegen, landet im Dorf

## Die Erben und ihre Trabanten

### In Tenby, Wales

*Corin Edwards* – Fotograf aus Tenby, legt keinen Wert auf Erben

*Timothy Edwards* – sein Vater, leider tot

*Brandon Dashwood* – Corins Onkel, Farmer aus Saundersfoot

*Winifred Dashwood* – seine Frau, leider angeschossen

*Schwester Eirlys* – ihre Pflegerin, stets bemüht

*Glenda Garner* – Hausfrau, Mutter, Erbin, alles mit wenig Erfolg

*Rodney Garner* – ihr trinkfester Gatte

*Keeley Garner* – die gemeinsame Tochter, lernt Tiere lieben

*Anwen Geeves* – Anwältin, Kanzlei im schönsten Haus von Tenby

*Jonathan Jenkins* – findet den Schatz und leider auch den Tod

*Moiria Jenkins* – seine kämpferische Witwe

*Humphrey Morgan* – Freund von Jonathan und genauso tot

*Moses und Delia Morgan* – seine Eltern, selbstgewählte Eremiten

*Martha Morgan* – Humphreys Tante, sorgt für Besuch

*Beti Mathonwy* – Archivarin des Museums von Tenby

*Frau Direktorin Langtree* – leitet ein exklusives Gensungsheim

*Sir Robert Clancy* – berühmt und schon lange tot

*Inspektor Henry Fairchild* – Donas Freund bei Scotland Yard

*Don* – brät den besten Fisch von Tenby

*Gastwirtshepaar* – kennt sich aus, aber weiß von nichts

## **In Brügge, Flandern**

*Sarah Wouters* – von Wales nach Flandern, nicht nur der Liebe wegen

*Manno Wouters* – ihr Gatte, nicht ganz ihre Klasse

*Francis Owen* – Sarahs Vater, auf dem Friedhof zu Steenbrügge

*Abel* – Tillys Bruder, Besitzer eines kleinen Wanderzirkus

*Ladislav* – Abels Partner auf dem Trapez und Donas helfende Hand

## In Hamburg, Deutschland

*Susanna Weidenfeller*, geb. Rhys-Hawton – permanent  
abwesend

*Christian Weidenfeller* – ihr Gatte, internationaler Reeder

*Frau Sikorski* – Weidenfellers Büroleiterin und Geliebte

*Felizitas Junge* – ihre begeisterungsfähige, tierliebe Ver-  
tretung

*Anna Kohlhaas* – Susanna Weidenfellers Perle, glaubt an  
die Chefin

*Axel Westphal* – fündiger Schatzsucher, hoch bezahlt und  
tot

*Frauke Katenkamp* – seine Geliebte, fühlt sich als Witwe

*Derk Katenkamp* – ihr Bruder, Angestellter bei Westphal

*Frau Dörner* – aufmerksame Nachbarin mit Redefluss



## Kapitel 1 – Dona

Das Todes-Telefon klingelte.

Dummerweise, als ich es mir gerade im Freigehege gemütlich machte, um mit meinen Waschbären zu spielen. Ich lag auf der alten Couch am Teich, die durch ein riesiges Kletterdach vor Witterungseinflüssen geschützt ist, und wartete ab, welcher meiner beiden maskierten Banditen sein Spiel unterbrechen würde, um sich um mich zu kümmern.

Völlig unbeeindruckt von dem Geklingel, das durch ein geöffnetes Fenster meines Bahnwärterhäuschens herüberschallte, kletterte Puschen, der Kleinere der beiden, auf meinen Bauch und starrte mich aus dunklen Kugelaugen an.

Ich bin im Arbeitsleben alles andere als sentimental. Das wäre nicht mit dem Berufsverständnis einer international gefragten Detektivin und Geisterjägerin zu vereinbaren. Aber auf diesem ausgesessenen Sofa vergesse ich bereitwillig, dass Puschen in erster Linie kommt, weil ich eine saftige Mohrrübe in der Hand halte. Ich liebe es, wenn er mit flinken Pfötchen zugreift und dabei durch aufgeregtes Schnaufen großes Wohlbehagen kundtut.

Bei dieser außerordentlich entspannenden Beschäfti-

gung will ich unter keinen Umständen gestört werden, und jeder meiner Mitarbeiter hält sich daran – nur nicht das Telefon, dessen Nummer außer mir nur eine einzige Person auf der Welt kennt.

Beim achten Klingeln machte ich mir klar, dass diese Person die Nummer nur im äußersten Notfall wählt. Dennoch versuchte ich trotzig, das Telefon zu ignorieren. Ich lasse mir den schönsten Moment des Tages nicht gerne durch schnöden Mord zerstören.

Als Puschen seine gierigen kleinen Patscher ausstreckte, um nach der zweiten Möhre zu greifen, klingelte es zum elften Mal. Puschen beherrschte die Kunst, Zweitrangiges nicht zur Kenntnis zu nehmen, eindeutig besser als ich. Er untersuchte die Möhre und stieß ein begeistertes Keckern aus, das sich mühelos übersetzen ließ mit »Super, diese Rübe – wo sind noch mehr? Und wie viele gibt es davon?«

Meine Waschbären haben längst akzeptiert, dass ich keine weitere Leckerei herausrücke, solange von der letzten noch etwas übrig ist, und daher bemühte Puschen sich um Eile. Auch das achtzehnte Läuten störte ihn in seiner Hingabe an Möhre II in keiner Weise.

Ich wünschte mir sehnlichst, das Gebimmel meines Bei-Anruf-Mord-Telefons ebenso überhören zu können wie er. Nichtsdestotrotz empfand ich Klingeln Nummer neunzehn als besonders schrill und nervtötend. Ich machte mir eine geistige Notiz, das derzeitige durchdringende Geläut durch heitere Calypsoklänge zu ersetzen, dann hob ich den Waschbären seufzend von meinem Bauch herunter, setzte ihn auf den Boden und verließ das Freigehege, ohne mich noch einmal umzusehen. Ich wusste, dass Puschen sich jetzt am Gitter hochzog und mit seinen Greiferchen daran rüttelte – sein Brillengesicht voller Enttäu-

schung, weil die Begegnung mit Möhre III nicht mehr stattfinden würde.

Ich hörte seinen herzerweichenden Protest bis ins Haus.

Mein Butler hielt mir das Telefon am ausgestreckten Arm entgegen. »Man sollte den *Tod* nicht warten lassen, Madam. Schließlich zahlt er unsere Rechnungen.« Quentins Haltung drückte Missbilligung aus. »Zweiundzwanzig Mal dieser Klingelton ist *unerträglich*. Wieso wurde ein Telefon für höchste Not eingerichtet, wenn es selbige bei Ihro Gnaden Mitmenschen erst *auslöst*?«, fragte er mit der ihm eigenen Betonung jener Wörter, deren Wichtigkeit er herausheben wollte. »Dambo hat in der Zwischenzeit die Draisine geholt und wartet schon vor dem Haus. Da er in den letzten Wochen extrem viel trainiert hat, solltest du in spätestens fünf Minuten im Dorf sein.«

Ich rechnete es Quentin hoch an, dass er so schnell zum Du zurückkehrte und an dieser Stelle nicht ein weiteres ›Madam‹ oder gar ein ›Mylady‹ folgen ließ. Mit säuerlicher Miene legte er mir ein wollenes Umschlagtuch um die Schultern und schob mich zu den Bahngleisen vor dem Haus. Quentin mit seiner Leichenbittermiene musste mir ebenso wenig leidtun wie meine Waschbären. Alle drei würden sich jetzt hingebungsvoll und ausdauernd miteinander beschäftigen, ohne einen weiteren Gedanken an mich zu verschwenden.

Mein Edelhausdiener half mir sanft, aber bestimmt in die Draisine, entließ mich mit vollendetem Handkuss und winkte mir nach, als wünschte er, mich wochenlang nicht mehr wiederzusehen. Während meiner Abwesenheit würde er davon träumen, dass ich mich in eine Arbeitgeberin verwandelte, die seinen Ansprüchen und seinem Können kongenial genüge. Trotz seiner erstklassigen

Ausbildung an einer renommierten Londoner Butlerakademie erfüllten sich seine hochfliegenden Träume nie, dennoch passte er seine Vorstellungen nicht der Wirklichkeit an. Warum er blieb? Wegen der Waschbären und weil er sich ein anderes Leben nicht mehr vorstellen konnte. Außerdem hatte er mit dem Einzug in das Bahnwärterhaus ein Maß an persönlicher Sicherheit erworben, das ihm andernorts verwehrt blieb. Natürlich war es trotzdem schmerzlich, einer Frau zu Diensten zu sein, die zwar hundertprozentige Loyalität erwartete, aber nicht hofiert zu werden wünschte. Und die obendrein unberechenbar war.

Quentin wäre gerne in England oder der Schweiz ein begehrter Vertreter seiner Zunft geworden, hatte sich das aber vor drei Jahren gründlich verdorben, als das Todes-Telefon zu seiner Lebensrettung klingeln musste. Mein Bodyguard Dambo wurde nicht müde, diese Tatsache zu erwähnen, sobald Quentin wieder einmal eine seiner hochherrschaftlichen Phasen durchlebte. Der damalige Skandal hatte in der internationalen Regenbogenpresse für wochenlange Coverstories gesorgt und war der Grund, weswegen ich ihn erst vor einem wütenden Mob und dann auch vor sich selbst schützen musste, indem ich ihn in mein abgeschiedenes Dorf holte. Da diese Episode und die damit zusammenhängenden Morde nichts mit dem derzeitigen Klingeln des Telefons zu tun hatten, ließ ich ihm sein ›Madam‹ diesmal ohne Diskussion durchgehen, nickte Dambo zu, damit wir uns in Bewegung setzten, und meldete mich endlich: »Ja, Fenna? Was gibt's?«

»Mord.«

»Wo?«

»In Flandern, Wales und Hamburg.«

»Ich dachte, du triffst die Vorauswahl, und wir kümmern uns nur um einen einzigen Fall.«

»Dies *ist* ein einziger Fall – allerdings mit drei Toten.«

»Wie umgekommen?«

»Ertrunken, erschossen, ertrunken.«

»Alle drei gleichzeitig?«

»Ja. Aber einer in Flandern, einer in Wales und einer in Hamburg.«

Ich bin seit langen Jahren an Fennas Art des Erzählens gewöhnt. Meine persönliche Assistentin verliert ihren schwarzen Humor auch in den grässlichsten Situationen nicht. Das ist nicht jedermanns Sache, aber unser Team war ihr schon mehr als einmal dankbar, dass sie auf diese Art und Weise eine heilsame Distanz zwischen uns und das grausame Geschehen legte.

»Verstehe«, sagte ich mit einem Lächeln. »Jetzt möchten die Angehörigen gerne wissen, wie das möglich sein kann, und bitten uns um Hilfe.«

»Nein.« Fenna machte eine Kunstpause. »Wie das geschehen konnte, hat die Polizei schon geklärt.«

»Du solltest nicht als meine persönliche Assistentin arbeiten, sondern als Kriminalschriftstellerin. Die Kunst, in Rätseln zu sprechen und sie mit Cliffhangern zu versehen, verstehst du bereits ausgezeichnet.«

»Bring sie bloß nicht auf Ideen!«, brummte Dambo. »Sonst müssen wir uns noch irgendwann selbst mit dem administrativen Gelumpe abgeben. Da sei Gott vor!«

Dambo hatte die Draisine während des Telefonats ihrem Ziel bereits zwei gute Kilometer näher gebracht. Ich wusste, dass er trotz der Anstrengung allem, was ich sagte, höchste Aufmerksamkeit zollte und seine Kommentare zu dem Gespräch kurz und bündig und beißend sein würden.

Ich lächelte ihm beruhigend zu und hörte Fenna am anderen Ende der Leitung stöhnen. »Dambo fährt dich? Könntest du bitte durch die Hintertür kommen? Ich möchte nicht, dass unsere Klienten ihn sehen. Sie haben schon genug durchgemacht.«

Der Dauerkrieg zwischen meinem Bodyguard, der zugleich mein Sicherheitschef war, und meiner persönlichen Assistentin war in eine neue, unheilvolle Phase getreten, als nach dem letzten Fall das satte Trinkgeld des Auftraggebers in mehreren Briefumschlägen überreicht worden war, die statt der Namen der Teammitglieder die Eigenschaften des jeweiligen Empfängers trugen. Fenna hatte keine Schwierigkeiten gehabt, die Adressaten zu erraten und die Kuverts zu verteilen. Den Umschlag mit der Aufschrift *Für die rechte Hand der Geisterjägerin* behielt sie für sich und teilte Dambo den Umschlag *Treuer Begleiter in allen Lebenslagen* zu. Dieser hatte nichts dagegen einzuwenden, als *treu* bezeichnet zu werden – aber nur, wenn er zugleich auch als meine rechte Hand galt.

»Du kannst nicht *beides* sein«, schaltete sich Quentin als Vermittler ein, aber da war er bei dem Riesen mit den Schaufelhänden an den Falschen geraten. Dambo hatte den Butler am Schlafittchen gepackt, hochgehoben und ihn wie einen Dreijährigen einen Meter über der Erde baumeln lassen. »Das hier kann ich mit links, und ich garantiere dir, Quentin, was ich zusätzlich als rechte Hand könnte, willst du gar nicht wissen!«

Fenna hatte ihrem Kollegen daraufhin mit ausdrucksloser Miene einen dritten Umschlag ausgehändigt: *Für die Tiere des Dorfes*.

»Dona? Bist du noch dran? Hörst du mir zu? Wieso dauert es so lange, bis unser Muskelprotz dich endlich in unseren Bahnhof einlaufen lässt? Es sind doch nur schlappe drei Kilometer!«

›Schlapp‹ ist eines der Wörter, die Dambo auf die Palme bringen. Ebenso wie ›lasch‹, ›Schwächling‹ und ›Jammerlappen‹, die sämtlich nicht seinem Selbstbild entsprechen, sondern allenfalls der Charakterisierung seiner Gegner. Zum Glück konnte er Fennas Nachfrage nicht hören, und so antwortete ich ruhig: »Wir passieren gerade Tillys Gnadenhof. Sollen wir kurz anhalten und sie mitbringen?«

»Nicht nötig. Sie steht schon neben mir. Selma auch. Eszter ist bereits drinnen bei den Klienten.«

»Kluges Mädchen«, lobte ich. »Dann bekommen wir heute sicher noch detaillierte Charakterstudien aller Anwesenden. Sehr nützlich.«

Fenna stimmte mir zu: »Nichts ist so aufschlussreich wie ein Gespräch, bei dem die Teilnehmer sich ungestört glauben. Ich werde nie verstehen, warum die Leute bei Blinden davon ausgehen, sie wären obendrein noch taub und stumm, und sich deshalb völlig ungeniert geben.«

»Das macht Eszter zu unserer besten Spionin.« Ich lächelte zufrieden. »Die anderen können ja nicht wissen, dass sie gar keine Augen braucht, um Durchblick zu haben.«

Eszter Baronay hat die Fähigkeit, stundenlang regungslos in einer Ecke zu sitzen und völlig mit ihrer Umgebung zu verschmelzen. Gröber gestrickte Menschen nehmen sie schon nach kurzer Zeit ebenso wenig wahr wie Bilder an Hotelzimmerwänden oder Möbelstücke, die sie täglich nutzen. Eszter hingegen registriert alles, jedes Räuspern,

jedes Stöhnen, jedes schärfer als nötig gesprochene Wort. Sie merkt sich jeden Geruch und ist er auch noch so flüchtig. Jedes Aroma, jeden Geschmack analysiert sie mit der Treffsicherheit eines Chemikers im Labor. In langen Jahren fleißigen Hinfühlens hat sie ihre Künste perfektioniert und beherrscht sie nun so vollkommen, dass ich ihr vor einem Jahr die Leitung der Personalabteilung übertragen habe.

Eine meiner Stärken: Ich weiß, dass ich nicht alles kann, und bevor das auch andere merken, delegiere ich großzügig. Das hat sich selbst bei den gefährlichsten Einsätzen als äußerst wirksam erwiesen, um mir den Kopf freizuhalten. Es ist Teil meines Erfolgsrezepts.

Mein Team und ich lösen jeden Fall. Ohne Ausnahme.

Die Bremsen quietschten unüberhörbar, als Dambo die Draisine vor dem ehemaligen Bahnhofsgebäude aus rotem Klinker zum Stehen brachte.

»Tut mir leid, Dona«, entschuldigte er sich. »Da fehlt ein Tropfen Öl. Das werde ich heute noch erledigen.«

Ich kletterte von der Draisine herunter und winkte ab. »Das hat Zeit. Kümmern wir uns erst mal um den Mörder!«

Fenna kam aus dem Bahnhofsgebäude auf mich zu und schaltete ihr Handy ab. Sie ist eine äußerst gewissenhafte PA und organisiert alles, was man bei der Jagd auf Verbrecher braucht. Sie genießt es, aus dem Wust ungeklärter mysteriöser Fälle eine Vorauswahl zu treffen, damit wir gemeinsam entscheiden können, welches Geheimnis aufgedeckt, welches Rätsel gelöst und welcher Täter überführt werden soll.

Was sie nicht leiden kann, sind überfallartige, unan-

gekündigte Besuche. Potentielle Auftraggeber, die in unserem kleinen, auf keiner Landkarte verzeichneten Refugium auftauchen, sind ihr ein Greuel. Normalerweise haben sie nicht die geringste Chance, bis zu uns vorzudringen. Sie werden freundlich, aber bestimmt abgewiesen. Dafür sorgt auch ein ausgeklügeltes Abschirmsystem rund um unseren Besitz.

Dass Fenna heute eine Ausnahme machte und sogar das Todes-Telefon aktivierte, deutete auf einen außergewöhnlich verwickelten Fall hin, bei dem vermutlich für weitere Personen Lebensgefahr bestand. Genau die Art tückischer Ausgangssituation, für deren Bewältigung sich unsere Agentur *Geisterjäger* in der Branche einen klangvollen Namen erworben hat.

»Du kannst mir glauben, Dona«, sagte Fenna, »ich war drauf und dran, die Herrschaften an der elektronischen Schranke des Dorfes abzuwimmeln. Aber dann habe ich es mir doch anders überlegt. Dieser Fall würde zu uns passen. Es geht um die Nachkommen eines walisischen Dorfes namens Hawton, das bei einer Sturmflut mit Mann und Maus und ganz viel Gold im Meer versank. Endlich mal wieder ein echtes Rätsel mit historischem Bezug, nur ...« Sie zögerte.

»Nur?«

»Die Auftraggeber sind gewöhnungsbedürftig. Ich könnte fast sagen, ich sehe eigentlich keine Veranlassung, sie vor weiterem Unglück zu schützen. Jedenfalls die meisten nicht. Sie betteln geradezu darum, dass man sie unsympathisch findet.«

»Du meinst also, der Fall ist erstklassig, aber die Leute nicht?«

»Ich hätte es nicht präziser ausdrücken können! Sie

wollen das Richtige, aber aus den falschen Motiven.« Fenna wiegte den Kopf, wie sie es immer tat, wenn sie nach den richtigen Worten suchte. »Die junge Frau aus Hamburg ist ganz nett, aber die anderen würden einander am liebsten bei jedem zweiten Wort an die Gurgel gehen.«

»Verstehe«, sagte ich. »Erben.«

»Von der allergierigsten Sorte.« Fenna stöhnte. »Wie gesagt, bis auf die junge Dame, Frauke Katenkamp, die nur indirekt betroffen ist. Der ist der Erbe weggestorben.«

»Eines der Opfer?«

»Zwanzig Jahre älter als sie und ihre große Liebe.«

»Frauke Katenkamp trauert also ehrlich?«

»Das tun sie alle. Sie um ihren Geliebten und die anderen, weil sie ihr Erbe teilen müssen, ohne es den anderen zu gönnen. Sie reden nur das Nötigste miteinander.«

»Muss ich das so verstehen, dass jeder und jede der Herrschaften uns einen eigenen Auftrag erteilen will?« Ich rieb mir die Hände. »Klingt doch nach einem guten Geschäft für uns.«

»Nicht ganz. Keiner traut dem anderen. Für wen aus der Gruppe wir uns auch immer entscheiden – sie verlangen eine Klausel, die Hilfe für die jeweils anderen Herrschaften ausschließt.«

»Sie wollen also unter keiner Bedingung zusammenarbeiten?«

»Jedenfalls nicht für gute Worte – für Geld könnte ich es mir vorstellen.«

»Das ist immerhin schon was«, knurrte ich und wunderte mich nicht zum ersten Mal, warum Menschen auch in höchster Not einem Zahlungsmittel höheren Stellenwert zumessen als dem eigenen Leben.

»Übrigens sind alle Klienten mit getrennten Autos angerüstet«, sagte Fenna. »Die haben nicht mal Frauke Katenkamp mitgenommen, sie musste vom nächstgelegenen Bahnhof zu Fuß gehen. Acht Kilometer.«

»Keiner der Taxifahrer wollte zu uns Geisterjägern rausfahren?«, fragte ich amüsiert.

Fenna nickte begeistert. »Nicht mehr lange, und wir sind hier absolut ungestört.«

»Sollte ich noch etwas wissen, bevor ich den Leuten gegenüber trete?«, erkundigte ich mich.

»Das Volumen der Erbschaft lässt unsere höchsten Spensätze zu. Bei jedem Einzelnen. Das bedeutet, dass wir mit dem Erlös Tillys Gnadenhof vergrößern und ein weiteres Haus renovieren können. Ich dachte da an das ehemalige Bürgermeisteramt, das gäbe ein wundervolles Dorfgemeinschaftshaus ab. Mit kleiner Bühne, Kino, Seminarräumen, Billardtisch, einem gediegenen Restaurant und was man sonst noch alles für sinnvolle Freizeitgestaltung braucht. Nicht gerade billig, aber notwendig, wenn wir hier völlig autark leben wollen. Aber das darf natürlich deine Entscheidung für oder gegen diesen Fall in keiner Weise beeinflussen.« Fennas Lächeln wurde breiter. »Wir machen alles genauso, wie du immer predigst, Dona. Wir nehmen nur Fälle an, die ohne uns nicht gelöst werden könnten – ganz gleich, ob unsere Klienten sich uns leisten können oder nicht. Wir entscheiden allein nach Sympathie. Unser Lohn ist Nebensache. Geld spielt keine Rolle.«

Dambo stellte sich zwischen uns und schob uns langsam zum Bahnhofsgebäude. »Jedenfalls nicht bei diesen Auftraggebern«, brummte er.



## Kapitel 2 – Dona

Ich verstand Fennas Hinweis nur zu gut. Sie verwaltete unsere Gelder äußerst gewissenhaft, aber bei der Restaurierung unseres Dorfes musste sie sich von einem Bau-stopp zum nächsten hangeln, weil unser Team ständig bereit war, Klienten zu helfen, die wir uns absolut nicht leisten konnten. Wir entschieden in den meisten Fällen nach Interesse und Sympathie – aber angesichts der Leute, die ich da in unserem Besprechungsraum sitzen sah, spürte ich keins von beidem. Von einer Ausnahme abgesehen.

Es war nicht schwer, zwischen all den ärgerlichen, verkniffenen, hochmütigen und arroganten Gesichtern Frauke Katenkamp herauszufinden. Sie saß der Ausgangstür am nächsten, als wollte sie bei passender Gelegenheit vor jenen flüchten, die das Schicksal ihr aufgebürdet hatte.

Während Dambo und Selma links und rechts von mir Position bezogen, setzte Fenna sich an einen Einzeltisch, um Protokoll zu führen. Ich warf einen anerkennenden Blick in die hintere Fensternische, wohin meine Kollegin Eszter sich zurückgezogen hatte. Sie hob den Kopf und lächelte, als ich sie ansah. Ich wunderte mich zum hun-

dersten Mal, welches erstaunliche Gespür für Schwingungen und Timing sie besaß. Dann stellte ich mich vor.

»Gestatten: Meine Name ist Dona Holstein, und ich jage Geister. Die Geister der Vergangenheit. Die Geister der Vergangenheit, meine sehr verehrten Damen und Herren, die Sie eingeholt haben und hier und heute bedrohen. Mein Team und ich jagen den Geist der Gier, der falsch verstandenen Liebe und des Hasses so lange, bis er in all seiner Brutalität vor uns steht. Dann überlisten wir ihn und legen ihm Ketten an. Gegen uns haben kein Geist, kein Mörder und kein mörderischer Geist eine Chance.«

An dieser Stelle machte ich eine Pause, sah mir die Gesichter der Leute an und entschied mich, ihnen ein wenig einzuheizen. »Wir nehmen nicht jeden Auftrag an. Ob wir uns einer neuen Herausforderung stellen, hängt *nicht* vom finanziellen Angebot ab, von der Kniffligkeit des Rätsels oder der Ehre, die die Lösung des Falles mit sich bringen wird, sondern allein von den Menschen, die uns um Hilfe bitten. *Sie* müssen des Einsatzes würdig sein, denn mein Team riskiert für Sie das, was Sie selbst unbedingt behalten wollen: das Leben.«

Zwei, drei der Anwesenden wurden unruhig und sahen zu dem Mann am Kopfende des Besprechungstisches hinüber, der mit unbeteiligter Miene seine Fingernägel inspierte und mit diesem Anblick offensichtlich zufriedener war als mit meiner Ansprache. Ungerührt redete ich weiter: »Die Mehrzahl der Klienten findet erst zu uns, wenn alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft sind: Polizei, Staatsanwaltschaft, Privatdetektive, Freunde, Verwandte, Hilfsorganisationen, Selbsthilfegruppen. Wir sind ihr letzter Ausweg. Mein Team und ich kommen ins Spiel,

wenn jegliche Hoffnung auf Gerechtigkeit geschwunden ist und man endlich einen Schlusstrich unter die andauernde Verzweiflung ziehen will. Wenn Sie uns also überzeugen können, für Sie zu arbeiten, ist Ihr Problem bereits gelöst. Mein Team hat eine Aufklärungsquote von einhundertzwanzig Prozent.«

Der Mann am Kopfende des Tisches zog seine exakt modellierten Augenbrauen nach oben. Wäre es in seinen Kreisen akzeptiert, sich wie ein Maorikrieger tätowieren zu lassen, trüge er ein V für *Victory* mitten auf der Stirn.

»Unsinn«, schnarrte er. »Man kann nur zu hundert Prozent recht haben, nur zu hundert Prozent gewinnen und eben auch nur zu hundert Prozent aufklären. Mehr geht nicht.«

»Wir erläutern Ihnen die einhundertzwanzig Prozent gerne, Herr ...?«

»Weidenfeller, Christian Weidenfeller, Reeder aus Hamburg, mit Niederlassungen in Rotterdam, Cardiff und Nassau, Bahamas.«

»Und in Letzterem sind Ihre Schiffe hundertprozentig registriert«, konterte ich, »weil es dort für Sie hundertprozentig günstiger ist als hier bei uns oder in Rotterdam oder in Cardiff. Sie sprechen von den Gepflogenheiten Ihrer Branche, nicht von meiner.«

Seine Mundwinkel zuckten unwillig.

Dambo verbarg ein aufkommendes Lachen hinter einem Hüsteln und signalisierte damit, dass er gerne sprechen würde. Ich lud ihn ein, das Wort zu ergreifen. »Dambo, bitte lege der Reederei Weidenfeller auseinander, warum unsere Aufklärungsrate höher liegt als unsere Auftragsrate.«

Dambo schlenderte an der Reihe der potentiellen Auf-

traggeber entlang bis zu Weidenfeller und stellte sich mit dem eindrucksvoll durchtrainierten Körper eines Ringers von Weltklasse hinter ihn. Aus der Höhe seiner knapp zwei Meter beugte er sich zu ihm hinunter wie zu einem begriffsstutzigen Schüler, dem er zum x-ten Mal den gleichen Satz diktieren musste: »Wir haben bisher jeden unserer Fälle mit Bravour erledigt, sind aber entlang des Weges auf viele weitere Rätsel gestoßen, die wir im Zuge der Ermittlungen der Vollständigkeit halber gleich mitgelöst haben. Zusätzlich, Sie verstehen? Auf die Art und Weise sind wir für eine Aufklärungsrate bekannt, die über das Normalmaß hinausgeht und für gewöhnliche Menschen nur schwer vorstellbar ist. Zumal wir sämtliche Extra-Ermittlungen unentgeltlich erledigen – aus Berufsethos.«

»Sollen wir Ihnen die Bedeutung dieses Wortes ebenfalls erklären?«, fragte Selma liebenswürdig und kassierte dafür von Schiffseigner Weidenfeller einen Blick, der sogar einen Seenotrettungskreuzer zum Kentern gebracht hätte.

Obwohl der Mann Selma jetzt scharf taxierte, würde er sie bereits morgen nicht mehr erkennen. Selma ist eine der besten Maskenbildnerinnen ihrer Zunft. Sie ist in der Lage, aus einer zwanzigjährigen blassen Schwedin eine Rentnerin aus dem Iran zu machen, ohne dass irgendjemand Verdacht schöpft. Als ihr Sender sie durch zwei blutjunge, schlecht bezahlte Visagistinnen ersetzte, kam sie zu mir. Sie verwandelt mit ein paar geübten Handbewegungen und viel Hingabe an ihren Beruf jedes Mitglied unseres Teams in die Person, die sie für den anliegenden Fall sein muss – so dass der echte Mensch dahinter zu seiner eigenen Sicherheit nicht mehr erkannt werden

kann. Heute leihe ich Selma ab und zu widerwillig an ihren alten Sender aus, für Tagessätze, die ihr erlauben, ihr geräumiges Haus gegenüber Fennas Bahnhof mit echtem Porzellan aus Berlin und Meißen zu dekorieren. Aus Eigeninteresse halte ich Selmas Abwesenheiten allerdings so kurz wie möglich, denn auf ihre Nähe und ihren Rat in persönlichen und beruflichen Dingen kann ich nur schwer verzichten.

»Wenn ich es recht verstehe, ist die Situation Ihrer Gruppe besonders prekär«, kehrte ich zum Thema zurück. »Sie wollen nicht nur einen Mörder finden und Klarheit schaffen, sondern Sie haben auch Angst um Ihr Leben.«

Ich gab Dambo ein Zeichen, von Weidenfeller abzulassen und wieder an meine Seite zurückzukehren.

Während der Reeder sich um eine möglichst neutrale Miene bemühte, zeichnete sich auf dem Gesicht seiner Nachbarin zur Linken große Genugtuung ab. Gerade so, als hätte sie sich soeben selbst mit Weidenfeller gemessen und gewonnen, setzte sie sich nun in Positur.

»Ich bin Sarah Wouters«, sagte sie und zeigte nach rechts. »Das ist Manno, mein Gatte. Wir wohnen in Brügge, in Belgien.«

Ich stutzte. Sarah Wouters' Deutsch war nicht durch leicht verzogene kehlige Laute vom feinen Einschlag des Flämischen gekennzeichnet, sondern folgte eher der englischen Sprachmelodie.

»Im Gegensatz zu Christian Weidenfeller bin ich *selbst* Teil der Hawton-Erbengemeinschaft. Ich plädiere dafür, dieses Gespräch ausschließlich auf Englisch weiterzuführen, um die anderen am Tisch nicht durch längere Dialoge auf Deutsch vom Verständnis auszuschließen. Schließlich

sind die *deutschen* Herrschaften keine echten Erben und übertriebene Rücksicht auf sie ist deshalb nicht nötig.« Sie warf dem Reeder einen herausfordernden Blick zu und wechselte nach diesen Worten ins Englische. »Bei den Summen, um die es hier geht, wäre es nur zu verständlich, wenn einige der Anwesenden entscheidende Informationen vom Rest der Erbegemeinschaft fernhalten wollen. Sie sollten dann besser andere Detekteien in Anspruch nehmen und Dona Holsteins Expertenteam uns Hawton-Leuten überlassen. Wir werden schon einen Weg finden, unsere Interessen gemeinsam durchzusetzen, ehe Fremde uns das Erbe streitig machen.«

Ihr Blick wanderte zu dem Häufchen Elend an der Eingangstür, und ihr Gesichtsausdruck war alles andere als freundlich. Alle bis auf Christian Weidenfeller und Frauke Katenkamp nickten. Für den Moment hatte Sarah Wouters offensichtlich den richtigen Ton getroffen und die Mehrzahl der Leute am Tisch hinter sich versammelt.

Ich stimmte der Sprachwahl mit einem kurzen Blick zu Selma hinüber zu, die sich neben Frauke Katenkamp setzte, um bei etwaigen Verständnisproblemen helfend einzugreifen.

Die Sprachvielfalt unseres Teams ist eine unserer Stärken. Auf unserer Webseite [geisterjaegerin.com](http://geisterjaegerin.com) ist nachzulesen, dass wir unseren Service ohne Aufschlag außer in Deutsch auch in Englisch, Französisch, Portugiesisch und Italienisch anbieten. Niederländisch und Spanisch werden in den nächsten Monaten folgen. Weniger gängige Sprachen sind buchbar, jedoch nur gegen Zahlung der Mehrkosten, die von uns ausgewählte vertrauenswürdige Übersetzer für ihre Arbeit fordern.

Die jüngste Frau am Tisch konnte kaum älter als siebzehn sein, wirkte aber seltsam alterslos. Ihr Körper war offensichtlich bereits im Teenageralter einem Schönheitschirurgen zum Opfer gefallen, der von der Hüfte bis zur Nasenspitze Korrekturen vorgenommen hatte. Das Gemüt des Mädchens hatte damit offenbar kaum Schritt gehalten, und so wirkte sie erst nach dem kleinen Sieg gegen Weidenfeller selbstsicherer und sagte schnell: »Ich denke, es ist an der Zeit, dass wir Ihnen einen kurzen Abriss unseres Falles geben, Frau Holstein, verbunden mit der Bitte um eine Angabe zum Zeitfenster, in dem Sie das Problem zu erledigen gedenken, sowie Ihrer Honorarwünsche. Wobei das Honorar selbstverständlich nur im Erfolgsfall ausgezahlt wird.«

Die Barbiepuppe hatte ihren Text so gut auswendig gelernt, dass es fast klang, als würde sie verstehen, was sie sagte. Während ihrer Ansprache hatte die Frau neben ihr fast unmerklich die Lippen bewegt, der Text stammte also aus ihrer Feder. Ich musterte die beiden Frauen genau. Das Skalpell hatte ihre Altersunterschiede minimiert. Sie konnten sowohl Schwestern als auch Mutter und Tochter sein. Fragend sah ich zu Fenna hinüber, die ihren Merktettel frequentierte und sagte: »Glenda und Keeley Garner aus Tenby in Wales. Mutter und Tochter.«

Fenna gestattete sich nie Kritik an unseren Aufträgen, aber heute sprach sie die Verwandtschaftsverhältnisse aus, als hätten die beiden ihr genau diese Erwähnung verboten. »Rodney Garner, der Ehemann und Vater, ist noch auf dem Weg hierher, wird aber jeden Moment erwartet.«

Ich wandte mich an alle: »Da unsere Ermittlungen immer von Erfolg gekrönt sind, akzeptieren wir diese Bedin-

gung für das Honorar – vorausgesetzt, das Team entscheidet sich, den Fall überhaupt zu übernehmen. Bitte besprechen Sie deshalb verbindlich, wer von Ihnen in den Auftrag einbezogen werden will.«

»Ach, so ist das! Jetzt verstehe ich!«, schnarrte Weidenfeller. »Sie nehmen nur Aufträge an, bei denen Sie nach Begutachtung aller Probleme Ihr Können mit den Herausforderungen des Falles abgeglichen haben und sich danach des Erfolgs sicher sind. Mit anderen Worten: Sie trauen sich nur an Fälle, bei denen Sie bereits wissen, wo die Lösung zu finden ist.« Er lachte hässlich. »Dann wundert es nicht mehr, wie Sie auf einhundert Prozent kommen.«

Dambo machte Anstalten, Weidenfeller vor die Tür zu setzen, als der älteste Mann in der Runde mit der Faust auf den Tisch schlug.

»Es reicht!«, brüllte er mit mehr Volumen, als ich seiner hageren Gestalt zugetraut hätte. »Ich bitte alle Anwesenden zu bedenken, warum wir hier sind. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um unser Leben. Ich bin bereits vierundsiebzig Jahre alt, dennoch mag ich mich nicht auf gewaltsame Art und Weise davon trennen lassen. Wir sollten keine Forderungen stellen, sondern vielmehr eindringliche Bitten vorbringen!« Offenbar an längere Reden nicht gewöhnt, holte er tief Luft. »Die Polizei kann uns nicht helfen, wir selbst uns sowieso nicht. Jeder von uns hat es schon mit der einen oder anderen Detektei oder einem Sicherheitsdienst versucht. Was hat's gebracht?« Er sah in die Runde. »Nichts. Drei von uns sind tot. T. O. T. ... Eine ist verletzt. Wenn ihr eure Lieben schon nicht betrauert oder vermisst, so macht euch bitte klar, dass ihr in die lange gähnende Leere der Ewigkeit nichts, aber auch gar nichts mitnehmen könnt und dass Maden

und Würmern frisch modelliertes Aussehen völlig gleichgültig ist, da ihnen vergrößerte Titten ohnehin nicht schmecken dürften. Ganz gleich, wer ihr seid oder auf wie viel Geld ihr noch hofft – von der Angst, die jedem von uns im Nacken sitzt, kann sich keiner freikaufen. Jeder von uns könnte der Nächste sein. Und zumindest ich will mit diesem Damoklesschwert über meinem Haupt nicht mehr länger leben. « Er schloss für einen kurzen Moment die Augen und fuhr dann leiser fort: »Seit Generationen haben wir an jedem Neujahrstag den Zusammenhalt unserer Familien beschworen und die im Lauf des ausgeklungenen Jahres ausgebuddelten Kriegsbeile begraben. Solange wir alle mehr oder weniger arm waren, hat das hervorragend funktioniert. Ich kann und will nicht glauben, dass uns das nun, ohne finanzielle Sorgen, nicht mehr gelingen soll. Bitte denkt an unseren Neujahrsschwur: Helfet einander in der Not, und teilt, was ihr habt. «

Sieh an, dachte ich anerkennend. Genau die richtigen Worte. Ich konnte mir eine gleichlautende Predigt sparen, bevor ich mich mit meinem Team zur Beratung zurückzog. Ich warf Fenna einen fragenden Blick zu, und sie drückte mir einen Zettel in die Hand: Brandon Dashwood, Farmer aus Wales, seine Frau Winifred hat einen Anschlag nur knapp überlebt und erholt sich zurzeit in einem exklusiven Pflegeheim.

Das erklärte einiges. Manche Leute lernen aus drastischen Hinweisen, selbst noch in hohem Alter. Allerdings war in diesem Fall die Lehrstunde besonders schmerzhaft gewesen.

Ich wandte mich direkt an Dashwood: »Wenn wir den Auftrag annehmen, werden wir einen Weg finden, Sie alle zu schützen. Das ist Teil des Arrangements – wenn Sie das

wünschen. Ich hoffe, Ihrer Frau geht es bald besser, Herr Dashwood.«

»Brandon, bitte.« Er zeigte neben sich. »Das ist mein Neffe Corin. Corin Edwards.«

Corin deutete die Winzigkeit einer Verbeugung an, und Dashwood fuhr fort: »Ihn hat es besonders hart getroffen. Er ist der einzig verbliebene Erbe seiner Familie, seit sein Vater letzte Woche starb.«

»Ermordet wurde«, korrigierte Corin, und seine Stimme zitterte. »Er wurde ermordet. Von mir.«

Ich bin nur schwer zu überraschen, aber ich gebe zu, ich sah den jungen Mann ebenso verblüfft an wie alle anderen meines Teams.

Bevor Corin Edwards allerdings zu einer Erklärung ansetzen konnte, klopfte es an der Tür, und Quentin schaute herein. Die Tatsache, dass er mein ›Herein‹ nicht abgewartet hatte, ließ auf außergewöhnliche Neuigkeiten schließen, und ich verließ auf seinen Wink hin auf der Stelle den Raum.

»Inspektor Fairchild von Scotland Yard hat angerufen. Er wollte wissen, ob der Erbenclan bereits eingetroffen ist«, sagte er draußen im Flur.

Ich runzelte die Stirn. »Sieh an, dann hat Henry diesen Geiern unsere Koordinaten verraten. Demnach ist er der Meinung, dass sich tatsächlich einige in der Gruppe befinden, die unsere Sympathie verdienen.«

Quentin unterdrückte ein Kichern. »Er sagte, ich sollte mir einen gewissen Corin Edwards näher ansehen, es würde sich lohnen.«

Sehr interessant, dachte ich. Dann hielt Scotland Yard den Mann also für unschuldig, obwohl dieser sich selbst verdamnte.

»Du weißt ja, in *dieser* Hinsicht trifft der Inspektor immer ins Schwarze«, sagte Quentin mit deutlichem Unterton.

Mein Butler kannte Inspektor Fairchild, seit er selbst in einer Klemme gesteckt hatte, und verdankte es in erster Linie dessen Verschwiegenheit, dass er seit Jahren unbehelligt im Dorf leben konnte.

Nun fragte er neugierig: »Und? Wie sieht er aus?«

»Corin Edwards hat die Ausstrahlung eines verhinderten Künstlers«, antwortete ich vage, »die traurig-hilflose Variante. Was aber durchaus seiner gegenwärtigen Situation geschuldet sein kann.«

»Dann rufst du jetzt mal den guten Henry zurück und zählst ihm ganz genau auf, wer da seit heute Vormittag in unserem Dorf versammelt ist«, sagte Quentin und brachte zur Abwechslung das Du mühelos über die Lippen. »Und ich gehe da rein, sage denen, dass sie sich einen Moment gedulden müssen, und sehe mir meinen neuen *Freund* mal genauer an.«

Während Quentin im Besprechungszimmer verschwand, drückte ich die Kurzwahltaste 5 meines Mobiltelefons, mit der ich direkt auf Henrys privatem Handy landete.

Der Inspektor grüßte mit einem gehetzten »Gott sei Dank!« Typisch britisch, fiel er dann aber doch nicht mit der Tür ins Haus, sondern nahm sich die Zeit zu fragen, ob der Umbau unseres ehemaligen Gemeindehauses zu einem Appartementhotel bereits abgeschlossen sei und er eine der Suiten mieten dürfe, sobald ihm seine derzeitigen Fälle die Möglichkeit gäben, den verdienten Urlaub anzutreten. Ich erzählte ihm von der Saunalandschaft und dem Naturbadeteich, der in früheren Zeiten ein stinkender

Entenpfehl gewesen war. Da unser Hotel nur auf unsere Einladung hin buchbar war, versicherte ich ihm, dass er dort jederzeit willkommen sei.

»Und jetzt sag mir, ob der Hawton-Clan schon bei euch ist«, forderte er mich schließlich auf.

»Nennt ihr die Herrschaften so beim Yard?«

»Mit dem Namen des versunkenen Dorfes kann man alle Beteiligten gut in einen Sack stecken. Solange wir nicht wissen, wer von ihnen vielleicht in eines der Gefängnisse Ihrer Majestät wandert, ist diese Bezeichnung das Einfachste«, erklärte Fairchild kategorisch. »Also, wer ist alles mit von der Partie?«

Ich zählte die Riege auf, und er hörte aufmerksam zu. Dann fragte er nach: »Du bist dir sicher, dass ein Humphrey Morgan nicht dabei ist?«

»Ganz sicher.«

»Und auch kein Jonathan Jenkins?«

»Solange keiner der anwesenden Herren einen falschen Namen angegeben hat: nein.«

»Ich habe es befürchtet«, sagte Inspektor Fairchild. »Die Kollegen aus Wales haben gerade bei mir nachgefragt in der Hoffnung, dass die eingegangene Meldung der Küstenwache nicht ein weiteres Problem in dieser verwünschten Hawton-Geschichte bedeutet.«

»Und dieses Problem wurde von Jenkins und Morgan ausgelöst?«, fragte ich, Böses ahnend.

»Die Küstenwache hat heute Morgen gemeldet, dass sie das Boot der beiden herrenlos dümpelnd in einer winzigen Felsenbucht vor der Küste von Wales gefunden haben.«

»Und von den zwei Männern fehlt jede Spur?«

»Leider nein. Sie lagen beide an Deck, fein säuberlich

nebeneinander. Trotzdem: Tod durch Ertrinken.« Henry seufzte. »Du kannst dieser vermaledeiten Bande mitteilen, dass sie ihre Erbschaft wieder neu aufteilen können. Jetzt nur noch zwischen sieben von ihnen.«



## Kapitel 3 – Quentin

Dona glaubt immer an das Gute im Menschen. Ich lege Wert auf *tadelloses* Benehmen und gute Kinderstube. Nichts davon war bei der Mehrzahl unserer potentiellen Auftraggeber in mehr als rudimentärer Form vorhanden, vor allem nicht, wenn sie stritten. Dennoch entschied Dona, die Herrschaften in unserem ehemaligen Schulhaus unterzubringen, das mittlerweile im Glanze eines komfortablen Boutique-Hotels erstrahlt. Zugegeben, nur unsere Hotelleiterin Frau Schwan und meine Wenigkeit nennen es so. Aber wir sind ja auch vom Fach.

Anneliese Schwan ist eine äußerst fähige Hausdame, die viel Verständnis für ihre Kunden aufbringt. Aber diese neuen Gäste stellten selbst ihre Engelsgeduld auf eine harte Probe. In keinem Hotel, in dem ich je die Ehre hatte zu residieren, würde eine derartige ... *Gruppe* die haus-eigene Reputation steigern. Auf dem Weg vom ehemaligen Bahnhof hinüber zum Hotel ›Schläferstündchen‹ führten die Herrschaften eine derart lautstarke Diskussion, wie das Geld der soeben Verblichenen verteilt werden könnte, dass auch Frau Schwan nur noch den Kopf schüttelte. Der Vorschlag Dashwoods, das zusätzliche Erbe der Verstorbenen für die Bezahlung unseres Teams

zurückzulegen, wurde mit derart schrillen Gegenargumenten bedacht, dass ich aufstand und das Fenster des Besprechungsraums schloss, um das unwürdige Gezeter auszusperren. Dann übte ich mich in der Kunst, möglichst ebenso unsichtbar zu werden wie Eszter.

Dona hatte Corin Edwards und die Kleine, die sich mir zuvorkommend als Frauke Katenkamp vorstellte, gebeten, noch einen Moment bei uns auszuharren, um ihre persönlichen Varianten der Geschichte zu erzählen. Ich bin aus vielerlei Gründen denkbar uninteressiert daran, tiefer in unsere Aufträge hineingezogen zu werden, da der von mir sehr geschätzte Inspektor Fairchild jedoch sein Interesse an Corin Edwards bekundet hatte, hielt ich meinen Verbleib im Besprechungsraum für nachgerade *unerlässlich*. Henry Fairchilds Beobachtungsgabe reicht an die meiner Dienstherrin heran, geht allerdings, was den Männergeschmack betrifft, noch weit über deren Ansprüche hinaus. Der Hinweis, dass dieser Waliser den allermeisten Vorgaben des Inspektors gerecht werde, machte ihn für mich selbstverständlich *sofort* attraktiv. Ich servierte den Dreien Tee und Gebäck, Gurkensandwiches und hausgemachte Pralinen, als saßen wir im Ritz beim Fünf-Uhr-Tee, und achtete dabei sorgfältig darauf, mich vorteilhaft in Szene zu setzen. Traurigerweise nahm Corin Edwards nichts wahr außer der eigenen Schwermut. Er war durch seine Schuldgefühle und die Trauer um seinen Vater der Welt zu weit entrückt, als dass er mein Bemühen um ihn bemerkt hätte. Genau genommen war Corin vom Scheitel bis zur Sohle *die* Art Mann, bei der ich *nie* wieder angestellt sein möchte, aber durchaus für den Rest meines Lebens in Stellung ginge: dunkelblondes, sehr dichtes Haar, in einem gepflegten Stufenschnitt gebändigt, perfekt ge-

baut und die richtige Menge Fleisch auf den Rippen, zartes Odeur von Pfeifentabak und eine Ausstrahlung bis zum Horizont.

Wenn das Team sich gegen die Annahme des Auftrages entschied, musste ich Henry Fairchild bitten, seine fähigsten Leute zu bemühen oder selber einspringen, um Corin Edwards wieder ein Lächeln auf das Gesicht zu zaubern.

Das Angebot würde selbstverständlich auch für Frauke Katenkamp gelten. Das Mädchen sah aus, als sei es durch Tränen und Trauer zu Tode erschöpft. Trotzdem sprach sie mit einer Stimme, bei der man am liebsten die Augen geschlossen und gelauscht hätte, selbst wenn sie nichts anderes vorlas als das Telefonbuch.

Dona gab zu Beginn des Gesprächs minimale Anstöße, damit Frauke an Sicherheit gewann, bis sie sich endlich alles von der Seele redete.

»Mein Bruder ist Taucher«, sagte sie. »Derk taucht beruflich, verstehen Sie? Nicht zum Vergnügen. Aber er kam finanziell nie auf einen grünen Zweig, da er keine Festanstellung fand. Nur immer wieder Sommerjobs in Tauchschulen. Er wünschte sich, für ein renommiertes Unternehmen zu arbeiten, deshalb hat er sich auch bei Axel Westphal beworben und war ausgesprochen glücklich, als Axel ihn einstellte. ›Frauke«, sagte er, ›das werde ich nicht bereuen. Wer bei Westphal arbeitet, der sieht nicht nur das Steinhuder Meer, sondern die ganze Welt.«

»Aber Sie waren nicht glücklich mit seiner Entscheidung?«, fasste Dona nach, und ich verfügte mich in die gegenüberliegende Ecke des Raumes, wo ich Corin zwar weiterhin gut im Blick hatte, aber so tun konnte, als wäre ich überhaupt nicht da.

Frauke Katenkamp seufzte. »Ich kannte Axels Ruf,

Derk hatte mir oft genug begeistert von ihm erzählt. Er war das, was man einen modernen Schatzsucher nennt. Ich war zunächst alles andere als erbaut davon, dass Derk sein Können in den Dienst eines solchen Mannes stellte.«

»Moderner Schatzsucher? Was habe ich mir darunter vorzustellen?«, fragte Dona. Mir war natürlich klar, dass meine Dienstherrin durchaus eine Vorstellung von Westphals Tätigkeit hatte, aber die Einstellung der jungen Frau kennenlernen wollte.

Frauke Katenkamp ging geradezu begeistert auf Donas Frage ein: »Es gibt Hunderte von Schiffswracks weltweit, die wertvolle, unverderbliche Fracht an Bord haben, oder vor angekündigten Kriegen vergrabene Wertgegenstände, die bisher keiner wiedergefunden hat. Axel war Stammgast in Bibliotheken und Archiven, er stöberte im Laufe der Zeit immer wieder Plätze auf, an denen es sich lohnte, genauer nachzusehen. Er war wirklich erfolgreich.« Der Stolz in ihrer Stimme war nicht zu überhören. Sollte sie die Schatzsucherei zunächst abgelehnt haben, so hatte die Liebe zu Axel Westphal sie offenbar anderen Sinnes werden lassen.

»Es kamen immer wieder Menschen zu ihm, die in ihrer Familiengeschichte Geheimnisse vermuteten, deren Aufdeckung finanziell interessant sein konnte, und ihn gegen Geld um Nachforschung baten.«

»Das war auch bei seinem letzten Projekt der Fall«, brachte Dona Frauke Katenkamp vorsichtig zum Fall zurück.

Die junge Frau nickte. »Susanna Weidenfeller ...«

»Die Ehefrau des Reeders?«, versicherte sich Dona, und Frauke Katenkamp nickte wieder.

»Susanna ist eine geborene Rhys-Hawton. Sie erzählte

ihrem Mann kurz nach ihrer Hochzeit, dass ihre Familie vor knapp fünfhundert Jahren einmal sehr reich gewesen sei. Sie waren Besitzer und Namensgeber eines walisischen Dorfes namens Hawton. Als einige ihrer Vorfahren sich wegen einer Hochzeit im Landesinneren aufhielten, tobte an der Küste eine gewaltige Sturmflut, die das gesamte Dorf ins Meer riss. Auf diese Weise besaß Susannas Familie zwar noch immer ein eigenes Wappen, war aber schlagartig arm geworden wie die sprichwörtlichen Kirchenmäuse. Von ihrem Besitz war nichts erhalten geblieben außer der alten Kirche von St. Ishmael, die heute noch steht, wenn auch weit entfernt von jeglicher Siedlung. «Frauke Katenkamp sah vorsichtig zu Corin Edwards hinüber, als wüsste dieser mehr über die Kirche als sie, und er nahm den Faden tatsächlich auf.

»St. Ishmael ist der englische Name des Heiligen. Wir Waliser nennen ihn Isfael oder Ysmail. Die Legende erzählt, dass er St. David, dem Nationalheiligen und Schutzpatron unseres Landes, nach dessen Tod als Bischof nachfolgte.«

Frauke Katenkamp lächelte Corin Edwards zaghaft zu, und der nickte fast unmerklich, als habe er keinerlei Einwände gegen weitere Ausführungen ihrerseits. Sie fuhr fort: »Nachdem Susannas Vorfahren alles verloren hatten, verließen sich die Hawtons auf die großzügigen Zuwendungen einiger Familien aus der Nähe von Tenby, denen sie Kompensation versprachen, sollten der Familienschatz oder andere Teile ihres Besitzes jemals wieder dem Meer entrissen werden.«

»Das passierte aber nicht«, brummte Corin Edwards. »Und deshalb kamen die Nachfahren dieser Familien Jahr für Jahr am Neujahrstag zusammen und erinnerten die